



Aus Wiener Schredenstagen.

Skizze aus der Revolutionszeit des Jahres 1848.
Von Maria Antoinette von Markovics.

[Nachdruck verboten.]

Da draußen in der Währinger Vorstadt, dort, wo die letzten Häuser sind, steht ein uraltes Häuschen, dessen verwittertes Aussehen dem ringsumher, wie die Hitze emporfliehenden, glänzenden Neubau wahrlich Schande macht. Fünf Fenster front mit theilweise erblindeten Scheiben, die grün angelegte Föhre; auf dem demosthenischen, halb-schönen Dache die alte Wetterfahne — ein Hahn; — rückwärts ein Blumenbänkechen, im Sommer voll der prächtigsten Rosen und Geotzinen — in den Fenstern jetzt einige Granium- und Rosmarindöpfe, und als lebende Zierde einen singenden Finken und Murrner, den weißgelben Hauslater. Mit all' dem kann das kleine Häuschen nicht mit den Spiegelhäusern, den hellbrennenden Regeneratoren, den modernen, fast überladenen Verzierungen der neuen Gebäude konkurriren; es paßt zu wenig in unser elektrisches Zeitalter, wie seine Bewohner, ein altes Geschwisterpaar.

Es war im Anfang September vorig. Jahres, als mich eines Abends gegen acht Uhr mein Weg durch Währing führte. Es war noch immer recht warm und der Mond warf sein Silberlicht in die Straßen und in die Gasse, und das war nötig, denn, glaubt mir, die Gasbeleuchtung läßt in Währing genau so viel zu wünschen übrig, als in der innern Stadt! Doch — reden wir nicht davon.

Vor einem kleinen Hause fand ich einen Trupp Leute verammelt, Männer, Frauen und Kinder. Die Einen standen, ihre Pfeife rauchend, an die Wand gelehnt, die Frauen saßen auf mitgebrachten Bänken und Stöckeln, die Kinder aber meist auf der Erde, oder auf dem Schooße der Mutter. Aus dem geöffneten Fenster des kleinen Hauses erhallte lustiger Finkenflieg.

„Et“ dachte ich mir — „ein Fink, der spät Abends und im Ruffig singt, im Beginn des Herbstes — wenn du den haben könntest!“

Ich bin eben eine große Freundin aller singenden Vögel. Auch die Gruppe vor dem Hause erregte meine Aufmerksamkeit. Ich trat in den Schatten des gegenüberliegenden Hauses und blieb stehen. Niemand beachtete mich. Der Fink singt lustig weiter. Da hörte ich die Stimme einer älteren Frau, die in lebhafter Rede ihren Jubelern etwas zu erzählen schien.

„Was giebt's denn da?“ fragte ich eine junge Frau, die neben mir im Hainthore lehnte. Sie lachte freundlich: „Al! Dös is die Maratader-Kathl.“ Sie erzählt so vill spaßige Geschichten. Mir fernen's zwar schon aus- und inwarden, die Geschichten; aber's hört sie do a Jedes wieder gern. Manichmal, wann's von d' wilden Krabaten und Ungarn derzählt, wia's die Menschen schind und spießt ha'm, wird an ganz enterich ums Herz — „Jessa, mei Franzl is wach wordan — Pfif! Gott!“

Während die junge Mutter zu ihrem, das ganze Haus mit seiner kräftigen Stimme alarmirenden Jubel eilte, trat ich unbemerkt der Menschengruppe näher und konnte die Erzählerin ins Auge fassen. Das helle Mondlicht war mir dabei behülflich. In der Nähe des Fensters, an dem der Fink mit dem Finken hing, saß auf einem alten schwarzen Lederstuhl eine Frau von mehr als fihzig Jahren. De kleine schmächliche Gestalt war in ein graues Wollenkleid gehüllt, die Schultern bedeckte ein schwarzes Mohairtuch. Auf dem silberweißen, noch vollen Scheitel saß ein schwarzes Sammethäubchen, dessen schmale Atlasbänder unter dem Kinn eine Maske bildeten. Das schmale blasse Gesicht der Frau zeigte nicht jene unschönen Formen, wie sie dem Alter meist eigen; obwohl die Falten und Runzeln nicht fehlten, Mund und Augen etwas eingesunken waren, erhielt das Anlitz durch die fast wohlgehaltenen Zähne, mehr aber noch durch die noch leuchtenden schwarzen Augen einen wunderlichen Reiz. Je lebhafter die Wirtone erzählte, desto mehr zeugten die glänzenden Augen von der geistig bewahrten Frische ihrer Wesenheit. Schnee auf dem Haupte — den Frühling im Herzen! Von Gott begnadete Wesen, deren Sinn die Last der Jahre nicht beugt.

Der gesteckte Hauslater strich schnurrend um Sessel und Füße seiner Herrin. Ein kleines goldlockiges Mädchen von vier bis fünf Jahren hatte ihre Hände auf der alten Frau Kniee gelegt und las sichtlich ihr jedes Wort von den Lippen. Was ich da erlauchte, will ich nun erzählen, obwohl ich die fernge, oft draußige Nebenweise der Frau aus dem Volke nicht wiederzugeben vermag.

„Da, aber z'wegen was hat denn die ganze G'schicht' im 48er Jahr angefangen, Frau Kathl?“ fragte just ein baumlanges Nachbar, große Kabatwolken aus seiner Pfeife entlassend.

„Z'wegen was? Weil der Mobeisenel damals, so wie heut in unsern lieben Wienerstadt sein Spiel getrieben hat. Während heute unsere Frauen und Madeln, wie die Hirslein die französisch geschöpften Moden nachmachen und unsere Männer mit den Gesehen und Wäsmen sich in den Parken liegen, war's damals in Wien Mode, die deutschen Farben in Bänder und Fransen herumzutragen. Schwarz-roth-gold und Schwarz-gold, das waren die zwei Farben, um die sich zwei Parteien stritten und schließlich der

blutige Kampf entspann. Dazu die vielen Studenten, meistens Ausländer, die man „die academische Legion“ hieß. Es mochte was immer geschehen, so sprang ein Student als Nebner wie aus der Erde hervor. In Cafehäusern, auf den Straßen waren diese unruhigen, unzufriedenen Habenichtse den Kleinbürgern, Arbeitern und dem die Calabrestragenden vergötterten Weibsvolke lange Neben hin, die die Leute wohl meist nicht verstanden, aber — ob vernünftig oder nicht vernünftig — von Freiheit und Gleichheit und sonstigen Redensarten wimmelten, daher immer ein vielstimmiges „Brao“ ertönten.

Die geschäfts- und arbeitslose Zeit machte auch viel Mißmutige. Rabaganden und Falotten gab's damals, wie heute, und als am 5. Oktober der Bezirk Mariahilf eine Jagdenweise halten wollte, zu der man das Offiziercorps der Grenadier-Bataillons geladen, hieß es: „Das Bataillon geht morgen nach Ungarn ab.“ Soldaten und Aufwiegler machten nun gemeinliche Sache und der Morgen des 6. Oktober brachte den schrecklichen Bürgerkrieg. Brüder gegen Brüder, Bürger gegen Bürger wütheten gegen einander und Tod und Verderben zogen in unsere schöne Vaterstadt ein.

Mein Polb und ich, wir hatten die Kantine in der Gumpendorfer Kaserne. Wir liebten uns rechtshaffen und unsere zwei Buben machten das Glück unsers Lebens aus. Schani, der Aeltere, war schwarz und mutzig, wie ein Teufel; Hansl, der Kleine, gleich mit seinem blondhaar und Temperamente dem Vater. Jede Nacht vor dem Schlafen bat ich zu Gott: „Erhalt mir nur den Polb und meine Kinder!“

Das Geschäft in der Kantine ging glänzend. Ich war eine rasche lustige Wirtin, der Polb beliebt bei Offizieren und Mannschafft. Das Grenadier-Bataillon Richter bestand aus den Grenadieren der Infanterie-Regimenter Hess, Grabowsky und G. S. von Zoben und war viele Jahre bereits in Wien und beim Volke gut angesehen. Da kam der Befehl: „marschieren, um zur f. l. Armee in Ungarn zu stoßen.“ Es trat alle wie ein Donner Schlag. Auch uns. Doch — Subordination ist des Militärs erste Bedingung — es hieß sich fügen. Auch Polb und ich beschloffen, dem Bataillon zu folgen. Polb folgte, während ich nachkommen wollte, sobald der Jüngste, der Hansl, die Wägen überstanden, die ihn eben aus Krankenlager geworfen. Wir hatten alle Vorbereitungen getroffen, Polb sich marschfertig gemacht, während ich die Kinder zu meiner Wahn, die auf der Freiheit wohnte, gab, um das Bataillon und meinen Mann ein gut Stück begleiten zu können.

Da kam der Morgen des 6. Oktober. Das Volk wollte das Bataillon nicht marschieren lassen; viele der Soldaten waren herausgeführt und revolvirt; von allen Seiten strömten Nationalgarden ohne Führer, Studenten, Proletarier zusammen, um den Ausmarsch zu verhindern, der endlich dennoch stattfand. Man kam aber nur bis zur Tabortbrücke und das unter ungläublichen Hindernissen. Unruhig und tumultirend umwogte die Menge die Soldaten, reizte dieselbe zum Ungehörigen auf, baute endlich Barricaden, riß die Schienen am Bahnhof auf und trug die Tabortbrücke ab. Angst ergriß die Bewohner der Residenz und dennoch ahnte noch kein Mensch die schrecklichen Folgen der Bewegung.

Ich war bei meinem Manne und unserem Proviantwagen geblieben. Auch das Militär war unruhig. Der eine Theil wollte marschieren, der andere in Wien bleiben; zu dem letzteren mußten wir uns halten. Gegen 10 Uhr Vormittags beschloß man den Rückzug in die Kaserne. Doch ehe es noch dazu kam, war das Bataillon Nauau Infanterie mit dem Volke handgemein geworden, das Militär gab Feuer! Die Legionen erwiderten und General Bredh stürzte todt vom Pferde. Durch die Fägarzelle und Bischofsgrasse in der Stadt fuhr ein Mann in einem Fiolet, der hielt eine Kanonenkugel in der Hand, die er dem Volke zeigte und schrie: „Sie schießen mit Kanonen, Volk von Wien! Academische Legion! Zu den Waffen!“ Die Aufregung der Bevölkerung war furchtbar, das Militär zog endlich in die Stadt ein, und vor und um Stefansdomen kam es zu den furchtbarsten Kämpfen. Blut floß in Strömen. In Kriegsgebäude ermordete man den Minister Grafen de Latour auf die grauamste Art, steckte das Zeughaus in Brand und ganze Bänden fremder Murrer verübten die schrecklichsten Gräueln. Kaiser Ferdinand mußte eiligst mit seiner Familie Schönbrunn verlassen und ging nach Dlmütz — kurz, über Wien waren Tage des Schreckens heraufgezogen.

Auch über uns kam das Leid. Unsere Regimenter hatten sich in den Schwarzenberg und den Waldbergarten gezogen, und mein Mann dort sitzende Kantinen errichtet. Bei den stündlich wachsenden Irrthümern schienen mir die Kinder bei der Malm auf der Freiheit schienen mir die Kinder aber im Anna-Hospitalium in der Kommerzienstr. der Frau Erzherzogin Sophie zu Schönbrunn ein Geschwisterkind. Zu ihr brachte ich die beiden Buben.

Meine Angst und Sorge theilte sich nun zwischen Mann und Kinder. Mit oft blühigen Füßen schleppte ich mich über die Feder, um nach Schönbrunn ohne Aufsehen zu gelangen, denn auch Weiber waren zu der Zeit der Spionage verdächtig. Man machte kurzen Prozeß mit ihnen,

erschloß oder erhängte sie, oder steckte sie auf Sägre in's Stockhaus. — Am 16. Oktober rückten unsere Mannschaffen in den Prater. Gegen Abend kam ein Bote von Schönbrunn: „Eil! Dich, Kathl, es geht mit dem Honsl zu Ende!“ — Zu Todesangst stürzte ich durch den nachfallenden Nebel in die Finsternis hinaus ins Schloß — mein Goldblonder erlag, auch mein Schani derselben tödlichen Krankheit.

Verzweiflung im Herzen, kehrte ich zu meinem Manne zurück, dem man nicht gestattet hatte, seinen Posten zu verlassen. Tage und Nächte vergingen. Der Aufruhr in Wien und den benachbarten Provinzen war noch gewachsen; ein großer Theil Begüterter und Friebsfertiger flohen; Gewaltherrschaft, die Demuciationen gegen Feind und Freund regirten. Feldmarschall Radezky hatte von Mailand einen zündenden Aufruf an die Soldaten erlassen, Fürst Windisch-Grätz das Oberkommando über die Armee erhalten; vor den Thoren von Wien lag der Banus von Kroatien mit seinen Truppen, die Ungarn hatten die österreichische Grenze überschritten und über unsere schöne Hauptstadt war der Belagerungszustand verhängt.

(Schluß folgt.)

Die Batterien des Wassers.

[Nachdruck verboten.]

H. Man hat vor einigen Jahren das rasche Aufblühen der Bakteriologie gern als ein Beispiel dafür angesehen, daß auch die Wissenschaft von der Mode beherzigt werde. Wolte man damit den Eintritt eines in kürzer oder längerer Zeit erfolgenden Rückschlages in dem Entschlusse des Bakteriologen vorauslagen, so hat man sich allerdings gründlich getäuscht, denn mit der Vertiefung der jungen Wissenschaft ist allgemein die Erkenntnis zum Durchbruch gelangt, daß dem Ertrischer der Mikroorganismen noch ein ungeheures Arbeitsfeld offen liegt. Wo derselbe noch vor Kurzem im Dienste einer andern wissenschaftlichen Disziplin stand, hat er heute, wenigstens in manchen Fragen, die Rolle gewechselt, indem er die Unzulänglichkeit der bisherigen Methoden, welche die Bakterien wenig berücksichtigt, beweisend, dieselbe immer mehr zurückzudrängen droht.

So konnten wir in der letzten Zeit ein förmliches Ringen zwischen chemischer und bakteriologischer Untersuchungsmethoden in der für den menschlichen Haushalt so eminent wichtigen Wasserfrage beobachten. Trotzdem exakte Beobachtungen seinen Zweifel mehr an der Richtigkeit der alten Vermuthung gestärkt, der zufolge die Ursache vieler Epidemien im Genuß mangelhaften Trinkwassers gelegen habe, vermochte die Chemie durch Analyse der verdächtigen Gewässer nicht den Grund dieser schädlichen Wirkung aufzuklären. Der Bakteriologie ist dies jedoch, wenn auch bis jetzt erst in einigen Fällen, glänzend gelungen. Durch sie ist im Gegenstand zu den durch die Chemie erzeugten Anschauungen dargelegt, daß ein Gemisch nicht im Geringsten zu beanstandendes Wasser durch den Gehalt frankheitserrregender Bakterien unter Umständen gefährlich werden kann, während bei Abwesenheit von solchen ein sonst wenig Vertrauen erweckendes Wasser unschädlich ist.

Nicht alle Bakterien wirken schädlich. Wäre dies der Fall, wir dürften kaum noch Wasser trinken, denn bei der Durchsicht der bis jetzt vorhandenen zahlreichen Wasserprüfungen finden wir nur selten ein vollkommen keimfreies Trinkwasser, während uns Angaben über täglich benötigte und mehr Bakterien enthaltend einige Tausend und mehr Bakterien enthalten, sehr oft begegnen. Künstliches Selterwasser ist davon durchaus nicht ausgenommen. Selbst die verschiedenen Aggregatzustände des Wassers zeigen sich von Bakterien durchsetzt. Das kristalline, durchsichtige Eis schließt sie ebenso ein, wie das Symbol der Reinheit, der Eiszucker, blendend weiße Schnee. In Hagelförmen sogar hat ein russischer Forscher 2100 Bakterien in einem dem daraus gewonnenen Wasser gezählt. Eine derartige Zählung vorzunehmen, ist nicht so schwer, als es vielleicht den Anschein hat. Die einfachste und in Deutschland gebräuchlichste Methode besteht im Wesentlichen darin, daß man eine genau abgemessene Menge des zu untersuchenden Wassers erwärmer Nährgelatine zusetzt, die auf eine Glasplatte gegossen, erstarrt und dadurch die früher im Wasser durch einander tummelnden Bakterien von einander getrennt an bestimmte Stellen fixirt. Schon nach einigen Tagen ist aus jedem Bakterienstamm eine mit freiem Auge sichtbare, aus Millionen von Einzelindividuen bestehende sogenannte Kolonie hervorgegangen, die zugleich zur Erkennung der Bakterienart durch ihr charakteristisches Aussehen führen kann. Die Zahl der Kolonien entspricht der Zahl der ursprünglich vorhandenen Keime, die man gewöhnlich auf 1 ccm berechnet.

Uebersichten wir die an der Hand dieser und ähnlicher Methoden bisher gewonnenen Resultate, so fällt uns zunächst die frappierende Thatsache auf, daß das Grundwasser, wenn es nicht allzu oberflächlich steht, ganz frei von Bakterien ist, obwohl es bis in die letzte Zeit als im engsten Zusammenhange stehend mit Epidemien, namentlich mit der Immunität mancher Orte, angelesen wurde. Der als Filter wirkende Boden hält die Bakterien, die wir demnach als Kinder der Oberfläche erkennen, vom Grundwasser zurück. Wo dieser aber zu Tage tritt, wie in den Brunnen, da können wir sicher sein, daß die Keime in die



sch bereit eingedungen haben. Selbst Quellen, die doch tief liegenden Erdschichten entstammen, sind meist nicht steril, d. h. keimfrei.

Eine von Miquel ausgeführte Untersuchung lieferte das interessante Ergebnis, daß 4 Quellen in der Umgebung von Weimerich durchschnittlich 10–20 Keime im com enthielten, 2 Quellen dagegen, die in der Stadt selbst oder in deren unmittelbarer Umgebung entspringen, ergaben einen Gehalt von über 1000, über 2000 beziehungsweise gegen 700 Keime. Ueber die Herkunft der Quellschichten kann somit kein Zweifel mehr herrschen. Sie sind im Quellwasser nicht schon ursprünglich vorhanden, dieses inficirt sich vielmehr erst in den ganz oberflächlichen Schichten des Bodens, welcher naturgemäß in der Nähe menschlicher Ansiedlungen einen erheblichen Bacteriengehalt aufweist als sonst. Man hat die Zustände, welche unsere Gewässer, leider auch manchmal das Trintwasser aus Dörfern und Städten empfangen, als „Stadtlauge“ bezeichnet. Welchen ungünstigen Einfluß dieselbe auf die Beschaffenheit des Wassers ausübt, ersehen wir aus einer sehr belehrenden Arbeit von Franz. Die durchschnittliche Bacterienmenge der Spree oberhalb Berlins wurde von diesem Forscher auf 6140 pro com ermittelt; bei der ersten Schöpfstelle unterhalb Berlins war sie auf 243,000, also um das Vierzigfache gestiegen. Nach der Vereinigung der Spree mit der Havel nahm der Bacteriengehalt wieder ab und war kurz vor Potsdam geringer als oberhalb Berlins. In Würzburg war der Bacterienzuwachs des Mainwassers nach Zufuß der verunreinigten Abwässer ein 20 mal höherer geworden.

In beiden Fällen hatte gleichzeitig mit dieser enormen Quantitätsvermehrung auch die Zahl der Bacterienarten bedeutend zugenommen. Die Kenntnis der Natur der im Wasser vorhandenen Bakterien ist aber für die Entscheidung über die Schädlichkeit desselben ungleich wichtiger als deren bloße Zählung, und die Feststellung von Grenzwerthen — man verlangt von gutem Trintwasser, daß es nicht mehr als 50–250 Keime im com enthalte — hat in Folge dessen nur einen bedingungsweisen Wert.

Der Franzose Miquel benutzte gewöhnliches Trintwasser 72 Stunden lang bei 20° C. Der Bacteriengehalt war in dieser Zeit von 48 auf 590,000 pro com gestiegen. Dennoch würde der Genuß dieses abgeänderten Wassers, der uns mit jedem Schluck Millionen lebender Wesen zuführt, ohne besonders unangenehme Folgen bleiben, da es sich, wie Miquel feststellte, lediglich um ganz harmlose Arten, sog. „Wasserbakterien“ handelte. Dieselben zeichnen sich aus durch eine Anpruchslosigkeit sonder Gleichen. Viele, ja die meisten von ihnen vermögen selbst im reinen, befallenen Wasser noch tausenfach sich zu vermehren, indem sie mit den unminimalsten Mengen organischer und inorganischer Substanz, die für unsere Wachstumsbedürfnisse gar nicht mehr nachweisbar sind, sich begnügen. Wir haben als Feinde unseres Körpers jedoch nur jene Organismen zu fürchten, die ganz andere Nahrung zu ihrer Existenz beanspruchen als bloßes Wasser, die sich am wohlsten fühlen und allein entwicklungsfähig sind in unserem Blute, unserem Darmlanal oder in sonstigen Theilen des Körpers. Sind keine solcher Parasiten ins Wasser gelangt, so wird dieses dem Trinker Gefahr bringen, auch wenn ihre Zahl weit geringer ist als 50 pro com.

Aber, so muß man sich unwillkürlich fragen, wenn diesen uns schädlichen Bakterien das Wasser und die darin gelösten Stoffe als Nahrung durchaus nicht genügt, wie können sie denn überhaupt im Wasser vorkommen? Nun, normaler Weise allerding ist das Wasser von bezartigen Parasiten frei. Viele können aber durch die Stadtlauge oder durch irgend einen Zufall in dasselbe gelangen, und wenn sie darin auch bald in dem Kampf ums Dasein mit den Wasserbakterien unterlegend, zu Grunde gehen, so vermögen sie doch mindestens kurze Zeit ihr Leben im Wasser zu fristen, wie dies besonders reich an menschlichen Dejectionen ist, so ist vielleicht eine geringe Vermehrungsfähigkeit derselben nicht ausgeschlossen.

C. Kraus inficirte Trintwasser mit Typhusbacillen. Die tägliche Kontrolle ergab eine beständige Abnahme derselben neben gleichzeitiger Zunahme der Wasserbakterien, aber erst am 7. Tage war der Typhuskeim vollständig verschwunden. Stellt man sich vor, dies Ergebnis im Auge behaltend, daß ein Trintwasser längere Zeit, vielleicht in Bauen, Zulüsse erhält, welche die den Typhus erzeugenden Bakterien enthalten, so wird uns das Bild einer Typhusepidemie, die so oft explosionsartig auftritt, klar, wir lernen aber auch begreifen, warum das Bemühen, den Erreger der Krankheit im verdächtigen Wasser nachzuweisen, so oft ein vergebliches sein wird. Man wird eben immer erst nach Ausbruch der Epidemie an die Untersuchung herangehen, bis man dann erst das verursachende Wasser entdeckt, können die Krankheit und Tod bringenden Keime in demselben bereits wieder zu Grunde gegangen sein. Dazwischen eine Epidemie jedoch längere Zeit gleich stark an, so kann bei Anwendung der uns heute zu Gebote stehenden Hilfsmittel der Geduldig feldner der Beobachtung entgehen und gerade der Nachweis des Typhusbacillus im Wasser ist im verflochtenen Jahre von mehreren Forschern erbracht worden, er wurde während der Epidemien in Brunnenwasser, bei Forst sogar in der Sein e nachgewiesen.

Auch andere Krankheitserreger sind aus dem Wasser schon isolirt worden. Koch fand bekanntlich den Cholera bacillus in einem Teiche Indiens, ein italienischer Forscher, der mit 3–5 Tropfen einer frisch entnommenen Kanalwasserprobe der Berliner Stadtanalisation verschiedene Thiere mit inficirte, konnte im Blut derselben immer drei bestimmte Bacterienarten auffinden. Sonach darf man hoffen, daß in Wäde auch andere Infektionskrankheiten, die man schon jetzt mit dem Wasser in Beziehung bringt,

durch bakteriologische Wasserprüfungen in ihrem Wesen gleich dem Typhus erkannt werden. In uns Alle aber tritt die Pflicht heran, alles aufzubieten, um das Trintwasser vor Verunreinigung zu schützen. Denn wir selbst tragen, wenn auch meist unbewußt, die Schuld an dem Auftreten der die Menschen dahinstreifenden, plötzlich auftretenden Seuchen. Der Appell des Franzosen Brouardel an seine Landsleute, der den „Kampf gegen das Wasser“ als patriotische Pflicht erklärt, sollte von allen Kulturvölkern beherzigt werden.

Das politische System des Adels.

Von Richard Muel.

[Nachdruck verboten.]

Von jeher standen zwei Mächte feindlich sich gegenüber, die Autorität der Wissenschaft und die auf physische Kraft gestützte Autorität. Alle Zeit, besonders aber in der Gegenwart, konnte die Thatsache beobachtet werden, daß die wissenschaftliche Autorität die physische Autorität zurücktreten ließ in dem Grade, in welchem die Wissenschaft an Umfang und Bedeutung wuchs. Die Entwicklung des deutschen Reiches zeigt diesen Vorgang in deutscher Weise. Je mangelhafter im Mittelalter der Rechtsbegriff und die Rechtswissenschaft war, desto mehr kam bei gerichtlichen Entscheidungen die persönliche Ansicht und die Autorität des Richters zur Geltung, die er sich in seinem Kreise verschafft hatte, während in unseren Tagen unter dem Einfluße einer hochentwickeltesten Rechtswissenschaft im gerichtlichen Verfahren nicht die persönliche Ansicht des Richters, sondern die Idee des Rechtsgrundgesetzes hervortritt, so daß der Richter gewissermaßen nur als das Organ des Rechtsbegriffes erscheint. Viele Wahrnehmung läßt erkennen, daß die Autorität der Wissenschaft höher steht, als die auf materielle Macht gestützte Autorität einer Person, welche sehr oft dem Irrthume unterworfen sein kann.

Dieselbe Erscheinung tritt auch dem Gebiete der Theologie, der Medizin, der Naturwissenschaften ebenfalls zu Tage. Jahrhunderte hindurch suchte die auf äußere Macht gestützte Autorität der katholischen Kirche den Glauben aufricht zu erhalten, die Erde fest zu setzen und die Sonne weichen zu lassen, als aber die Wissenschaft das Gegentheil bewies, erlangte die Autorität der Wissenschaft den Vortritt vor der Autorität der Kirche und die falsche Lehre mußte weichen, obwohl die Kirche mit weltlichen Strafen gegen Andersgläubige vorging. Meist hatte die Wissenschaft einen langen und harten Kampf mit der herkömmlichen Autorität zu bestehen, ehe sie den Sieg davontrug, aber den Lauf vermochte Letztere nicht aufzuhalten.

Zu allen Zeiten hat es Leute gegeben, welche der Ordnung der Naturgesetze widersprechen, ihnen entgegen handeln, nicht in der erblichen Weise, daß sie gelagt hätten, die Autorität physischer Kraft muß über die Autorität der Vernunft, der Wissenschaft stehen, sondern in der feineren Weise, indem sie behaupteten, wir haben die wahre Wissenschaft, diejenige unserer Gegner ist Satsamerk. Ein solcher Anspruch auf unerschöpfliches Bessermüssen hat sich nicht nur in der orthodoxen Kirche, sondern auch in dem Systeme des Adels befunden, das im Laufe zweier Jahrtausende feste Begründung erhielt. Wenn ein Stand bei dauernden Vorrechten eine Herrschaft über Andere, eine Bevorzugung von Anderen beansprucht, so muß er dieselbe mit einer Berechtigung motiviren, und diese glaubte der Adel darin gefunden zu haben, daß er ohne Furcht und Zittern die Behauptung aufstellte: Wir sind die Geistes der Nation.“ Wenn schon die Mächtig der Gesellschaft ebenso viel Verbrechen und moralische Verkommenheit von Ehen wie von Bürgerlichen zu berichten wissen, die modernen Gerichtshöfen ein Gleiches thun, so sieht auch dem angebliden Vorzuge die Thatsache entgegen, daß alle Familien, welche eine Verschlingung aufricht erhielten, einer Degeneration in dem Grade ihrer Verschlingung unterlagen. Genden, in denen die Bewohner ihre Ehen in sehr engen Kreisen schloßen, zeigten eine weit weniger kräftige und intelligente Bevölkerung, als wo dies nicht der Fall war. Einmalige Gebrüder, in denen viele Familien unter sich in Verwandtschaft stehen, waren nicht selten der Herd erblicherer Krankheiten, während beispielsweise in den nordamerikanischen Freistaaten, wo eine starke Vermischung ist, eine intelligente und leistungsfähige Bevölkerung lebt. Geistige und körperliche Anfrischung sind die unerschöpflichen Bedingungen zur Erhaltung eines leistungsfähigen Geschlechtes. Wenn alle Erleren leicht gemacht wird, wer spielend gewisse Ziele und Erfolge erreicht, die aber in Wirklichkeit oft nicht seine Erfolge, sondern solche anderer Kräfte sind, der verliert an Leistungsfähigkeit, während er in dem Verstum sich hineinlebt, der Erfolg sei sein Werk. Es ist historisch nachgewiesen, daß die fürstlich und gräflichen Familien des Mittelalters mit wenig Ausnahmen ausgestorben sind, es würde dies in weit schnellerer und radikalere Weise stattgefunden haben, wenn nicht das Kammerwesen oder vielmehr Unwesen, ein Verlangsamung zur Folge gehabt hätte. Es bezogt einen inneren Widerspruch, wenn das, was eine höhere Fügung dem Ausstehen beigegeben hat, kräftiger und edler als das Naturgemäße sein soll.

Die sich die Geistes der Nation nennen, haben keineswegs stets auf der Höhe der Zeit gestanden. Im römischen Reich leiteten hauptsächlich die Nobilitas der Einführung des Christenthums Widerstand, während die Armen dasselbe mit Freuden aufnahmen; der Reformation schloß sich zuerst das Volk, der Adel nur mit Widerstreben nachträglich an, und Professor Bluntli schreibt in seinem Staatsrechte: „Der hohe deutsche Reichsadel war allezeit mehr auf Verteidigung seiner Herrschaft, als auf Erfüll-

ung nationaler Pflichten bedacht. Die konstitutionelle Monarchie, der moderne Staat und das nationale Recht mußten den mittelalterlich gesinnten Adel größtentheils abgerufen werden.“ Und an einer anderen Stelle schreibt derselbe Verfasser: „Das Streben nach Herrschaft ist charakteristisch für den deutschen Adel. Die Geschäfte des deutschen Reiches zeigt die unglücklichen Wirungen dieses mächtigen Triebes.“ Professor Mommsen schreibt in seiner römischen Geschichte: „Der römische Staat nahm von da ab einen sichtbaren Aufschwung, als das Verbot der Betrach zwischen Patriziern und Plebejern aufgehoben worden war.“

Es ist mit hoher Betonung davon die Rede gewesen, es sei die natürliche Aufgabe des Adels, daß er, anstatt materiellem Erwerb nachzugehen, sich der Förderung des staatlichen Wohles widme. Auch diese Behauptung steht mit den Thatsachen in Widerspruch. Das Streben des Adels ging unerschöpflich dahin, einerseits für seine Person und Aiter eine Ausnahmestellung und Verbreitung von Staatsämtern, andererseits eine möglichst ausgedehnte Gewalt über seine Hinterlassen und Mitbürger zu erlangen. Der Stein-Parlamentarismus Reform legte der Adel den zahllosen Widerstand entgegen, was gegenwärtig als nationale Errungenschaft gepriesen wird, suchte er energisch zu unterdrücken.

Drei Gebiete waren es, welche der Adel als seine Domäne betrachtete wissen wollte und auf denen er nur der Uebermacht im Kampfe wich; auf dem einen Gebiete vermochte er seinen Anspruch etwas zum dritten Theile, auf dem zweiten zu zwei Dritteln, und nur auf dem dritten Gebiete ganz aufricht zu erhalten. Diese drei Gebiete sind der Grundbesitz, die Armee und die Umgebung der Regenten.

Der mittelalterliche Feudalstaat hatte das Obergewaltswort an Grund und Boden fast ausschließlich dem Adel zuerkannt und es bedurfte eines langen und erbitterten Kampfes, der mit den Revolutionen von 1789 und 1848 seinen Abgang fand, um dieses Obergewaltswort zu beiseiten und freie Grundbesitzer zu schaffen. Die nachfolgende Obergewaltswort mit seinen Forderungen an die Hinterlassen für die Produktion war, lehrte die Geschäfte des Landadels, der seit seiner Verbreitung einen ungemeinen Aufschwung genommen hat. Die Produktion hat sich mehr als verdoppelt, die Weiler sind arbeitamer und harakter geworden. Von hoher Bedeutung ist auch die Thatsache, daß da, wo die meisten und größten Majorate sich befinden, die Bevölkerung am ärmsten ist und daselbst die häufigsten Klagen über Nothlände erhoben werden. Majorate und Fideicomisse sind Ruinen, welche aus der mittelalterlichen Sinnhaft hervorragen.

Zur Armee führte der Adel von jeher sich besonders hingezogen, weil diese einen fruchtbareren Adel abgab, um sie ihm nicht sowohl die Wissenschaft, als die schneidende Autorität zu erzielen. Hier bot sich am ersten Gelegenheit, nach dem Grundsatze: *solo, sicut, sicut*, das *solo* voluntas. Der Adel gab sich die größte Mühe, die Armee zu einer Schule conservativer Gesinnung gleichzeitig auszubilden. In den unteren Stellungen konnte er nicht verhindern, daß ein Drittel der Offiziere Bürgerliche waren, wenn ausnahmsweise in die obersten Stellungen ein Bürgerlicher empor, so suchte er diesen Wafel möglichst dadurch zu repariren, daß er den Emporgeliegenden zur „Ehegung in den Adelstand“ empfahl. In Frankreich waren seiner Zeit die „Ludwigsritter“ nicht sehr angelegen, aber eher geduldet als die bürgerlichen Elemente. Auch die Kriegervereine wurden vom Adel als Mittel zur Erzielung einer conservativen Gesinnung herangezogen.

Das Paradies des Adels, welches er so sehr als wie mit einem Engel mit hauben Schwerte vor dem Bürgerstande zu verschleißen suchte, war die Umgebung der Regenten. Die obersten Hausbeamten waren in ihrer ersten Entwicklungsperiode zugleich Staatsbeamte, da in jener Zeit die Hauswirtschaft der Herrscher und die Staatswirtschaft ihrer Länder nicht zu trennen war. Da die Herrscher von ihren Räten sich beibringen ließen und dieselben in jeder Weise auszeichneten, so drängten alle Geschäftigen sich dazu, diese gut doctoren Behörden zu erhalten und für ihre Angehörigen zu reserviren. Schon die Hausmeister der Herzöginger galten als Intendanten abeliger Interessen bei Hofe, damit nichts geschähe, was dem Adel nachtheilig sein könnte. Wenn von den Bourbonen ein Geflagt worden ist, sie hätten nichts gelernt und nicht erreicht, so trat daran der Adel schuld, welcher wie eine Mauer die Herrscher von der Berührung mit der Außenwelt absperrte suchte. Der Adel suchte die Beziehungen mit der Krone so fest als möglich zu knüpfen, wenn es ihm auch nicht möglich ist, bei allen Kindern fürliche Rathen zu erlangen, so sucht er doch die Kadetten als Wagen mit dem Hofe in Verbindung zu bringen und wählt für seine Kinder gern das Richterlicher Kadettenhaus, weil, wie ein Wähler einmal äußerte, sie dort eher einen Prinzen begegnen, als in der entfernten Provinz.

Die Frage nach dem politischen Werthe des erblichen Adels gehört zu den wichtigsten aber auch meist unstrittenen Gegenständen der sozialen Frage. Wenn von gewisser Seite gerührt worden ist, der Adel besitze eine gewisse Sicherheit in der Führung öffentlicher Geschäfte, so trifft dies nicht weiter zu als da, wo er auf eine Bevorzugung von Oben vertrauen kann. Der Anspruch des Adels, die obere Leitung in allen Staatsangelegenheiten, wömmlich auch in den Geschäften der Provinz und der Commune zu behalten und zu erlangen, muß naturgemäß einen erbitterten Kampf hervorbringen, dessen Beendigung erst in weiter Ferne eintritt dürfte.

Verantwortlicher Redakteur: G. Koelliker.

Verlag und Druck von H. Neffmann in Halle.
Expedition des Halle'schen Tageblattes: Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends.